Die Indianer-Schlacht am Little Eigborn am 25. Juni 1876.

Der Tod des roten Mannes

Es gibt wohl kaum einen Jungen, der nicht mit brennenden Augen und heißem Herzen Indianergeschichten gelesen und der nicht mit Wonne selbst Indianer gespielt hätte. Indianer! Das ist für Jungens ein wahres Zauberwort, alle Sehnsüchte, alle abenteuerlichen Wünsche und Vorstellungen verknüpfen sich damit in einem Knabenherzen, und auch wenn aus den Jungens Männer geworden sind, dann träumen sie wohl noch oft von den sagenhaften Helden der Prärie, von den stolzen, kühnen Reitern, Jägern und Fährtensuchern, den redegewaltigen, würdevollen Häuptlingen in wallendem Federschmuck und den tomahawkbewehrten Kriegern. Indianer und Romantik, diese beiden Begriffe sind für viele Menschen unlösbar verbunden, nur wenige aber kennen die wahren Schicksale und die grauenhafte Tragödie jenes tapferen Naturvolkes, das von den „kultivierten" Engländern und Yankees in so bestialischer und brutaler Weise ausgerottet wurde.

Der Kampf gegen die Indianer ist wohl eines der beschämendsten Kapitel der Kolonisationsgeschichte und ein ewiges Schandmal in der Geschichte ihrer „Besieger".

Die Indianer Nordamerikas sind heute fast ausgestorben, nur noch etwa 60 000 reinrassige Indianer führen ein trauriges Schattendasein in den sogenannten Reservationen, wo sie, von einigen Ausnahmen abgesehen, unter der Aufsicht geschäftstüchtiger Yankeeagenten zumeist noch um ihre letzten kümmerlichen Rechte betrogen werden. Die Nachkommen der einst so freiheitsliebenden, kühnen Helden der Prärie fristen heute ihr Leben durch Verkauf von selbstverfertigten Webwaren und Töpfereien und veranstalten für die sensationshungrigen Rundreisenden armselige Tanz- und Kultzeremonien. Gegen ein besonderes Honorar werden von ihnen auch feiste Geschäftsleute oder jüdische Politiker zu Ehrenhäuptlingen ernannt, einige Söhne der früher so kriegerischen Nation treten in Zirkussen auf und erheitern die Zuschauer mit Vorführungen ihrer Reit- und Schießkunst.

In knapp 150 Jahren schmolz ein kräftiges, gesundes, tapferes und begabtes Volk zu einem bedauernswerten Häuflein abhängiger und energieloser Menschen zusammen.

Als die ersten weißen Ansiedler nach Nordamerika kamen, ungefähr um die Hälfte des 16. Jahrhunderts, trafen sie in den riesigen Wäldern und Savannen des Kontinents auf verschiedene indianische Völker, die ihnen ursprünglich freundlich und offen entgegentraten und gern bereit waren, mit ihnen Handel

Ein Häuptling
des Stammes der Krähen-Indianer.

zu treiben und ihnen auch als Führer und Kundschafter in der grenzenlosen Wildnis ihrer Heimat zu dienen. Jahrzehntelang beschränkte sich die Besiedlung Nordamerikas auf einen schmalen Küstenstreifen, und die Engländer, Holländer und Franzosen, die in der Hauptsache hier kleine Kolonien errichteten, hüteten sich wohlweislich, sich zu weit in das Innere des rauhen und wilden Landes hineinzuwagen. Sie waren auf die Freundschaft der Indianer angewiesen und trachteten selbst danach, in einigermaßen gutem Einvernehmen mit ihnen zu leben. Nur unter den Franzosen, die sich vor allem in Kanada ansiedelten, fanden sich schon frühzeitig kühne Waldläufer, die weite Strecken des neuen Erdteils erforschten. Sie konnten das eher wagen als die anderen, da sie sich weit geschickter auf die Mentalität der Indianer einzustellen verstanden als etwa die hochmütigen und schwerfälligen Briten, die in den Herren des Landes nur rohe Wilde sahen.

Die Indianer waren kein einheitliches Volk, sondern sie zerfielen in mehrere große Völkerfamilien, die ihrerseits wieder in zahllose größere und kleinere Stämme zersplittert waren. Die beiden mächtigsten und größten Indianervölker, mit denen die Weißen zuerst in Berührung traten, waren die Algonkin und die Irokesen. Zu den Algonkin gehörten die durch Coopers Lederstrumpf-Erzählung berühmt gewordenen Mohikaner, die wiederum eine Unterabteilung der Lenape bildeten, außerdem noch die Shawnee, die Chippeways, die Ottawa, die Pottowatomies, die Cheyennes, die Arapahoes, die Schwarzfußindianer und viele andere. Die Algonkinvölker waren Herren eines riesigen Territoriums, das sich von der Ostküste über Kanada bis in das Felsengebirge erstreckte. Ihre Feinde waren die besonders kriegerischen Irokesen, die vermutlich aus der südlichen Mississippigegend nach Norden gewandert waren. Zu den Irokesen gehörten noch die Mingos, die Seneca und die Tuscarora und Huronen. Die Irokesen lebten in ständiger Fehde mit den benachbarten Indianervölkern, sie waren die wildesten und grausamsten Indianer, ihre ewigen Kriegszüge ließen die Nachbarn nie zur Ruhe kommen und gaben später den Engländern Veranlassung, sich ihrer gegen die Franzosen als besonders mörderischer Bundesgenossen zu bedienen.

Interessanterweise wurden die Irokesen von Frauen regiert. Der Stamm war mutterrechtlich organisiert, die alten Frauen, die Mütter, entschieden über Krieg und Frieden, über Landverteilung und über alle Rechtsfragen. Die Häuptlinge waren nur ausführende Organe, die von den Müttern abhängig blieben.

Neben Algonkin und Irokesen gab es noch viele andere bedeutende Indianerstämme, die noch heute vielen ein Begriff sind. Vor allem die Sioux, deren Hauptgebiet die Prärien des Felsengebirges bildeten, die im Süden lebenden Natchez, Comantschen, Apatschen, die Krähenindianer, die Creek, die Schoschonen, die Pawnees und schließlich die friedlichen Pueblo-indianer, die ihre Wohngebiete bis nach Mexiko hinein verlegten.

Die Indianervölker hatten keinesfalls Staaten im Sinne unserer europäischen Vorstellungen entwickelt. Ihre Stämme bildeten kleine Republiken von Jägern und Fischern. Sie waren fast ausnahmslos Nomaden und durchstreiften auf ihren Jagdzügen ausgedehnte Reviere. Persönliches Eigentum kannten sie kaum, Land, Wasser und Wald gehörten jedermann, der große Manitou hatte alles ihnen, seinen Kindern zum freien Gebrauch überlassen.

Die Kultur, die die Indianer entwickelten, wies bei vielen gemeinsamen Zügen doch große Verschiedenheiten im einzelnen auf. Gemeinsam war ihnen allen der Glaube an einen großen, gütigen Geist, Manitou, wie er bei den Algonkin hieß. Ebenso verbreitet war auch der Totemglaube. In der Religion der Indianer spielten die sogenannten Medizinmänner eine große Rolle, die oftmals sogar in ihrem Stamm einen größeren Einfluß gewannen als der Häuptling.

Die Häuptlinge der Indianer hatten im allgemeinen keine besonders große Macht, in der Hauptsache waren sie frei erwählte Anführer für den Krieg und hatten nur so lange führende Befugnisse, als sie tatsächlich in Kampf und Beratung die Tüchtigsten blieben. Bevorzugte Stände und Klassen gab es überhaupt nicht, Geltung hatte allein Tapferkeit, Kriegsruhm und Beredsamkeit.

Fast allen Stämmen gemeinsam war die Sitte der Kriegsbemalung. Um dem Feinde schrecklicher zu erscheinen, bemalten die Krieger ihr Gesicht und mitunter auch ihren Körper mit grellen Farbstreifen. Gefangene, die zum Tod am Marterpfahl verurteilt waren, wurden schwarz bemalt.

Die Hauptwaffen der Indianer bildeten Bogen und Pfeile, Speere, Messer und vor allem der berüchtigte Tomahawk, eine Streitaxt, deren Ausführung bei den einzelnen Stämmen übrigens recht verschieden war. Es gab Tomahawks in der Form von Doppeläxten, in Form von Hammerbeilen und Keulen die mit stachligen Kugeln besetzt waren. Das Messer wurde außer zum Kampf noch zu der grausamen Sitte des Skalpierens benutzt. Das Skalpieren, das von den Irokesen eingeführt war, und später übrigens auch mit Vorliebe von den englischen und nordamerikanischen Hinterwäldlern ausgeführt wurde, bestand darin, daß man dem besiegten Feind vermittels eines Rundschnittes die Kopfhaut lockerte und diese dann mit den

Kriegstanz der Indianer
im 16. Jahrhundert.
(Nach einem alten Holzschnitt.)

Zähnen herunterriß. Der eigentliche Skalp mußte den Haarwirbel enthalten, meist war er nur handtellergroß und wurde als Schmuck und Siegestrophäe am Gürtel getragen.

Sehr verschiedenartig waren Trachten und Schmuck der einzelnen Stämme. Die uns geläufigen großen Federkronen wurden fast nur von den Sioux getragen, auch der malerische weite Mantel aus Büffelfell war nur bei den westlichen Stämmen gebräuchlich. Die Irokesen z. B. trugen eine Art Panzer aus Holzgeflecht, die Cherokesen trugen gewebte Stoffkleider, die Indianer des Nordens kleideten sich in feingegerbtes Wildleder und die südlichen Stämme gingen fast völlig nackt. Der Federschmuck wurde übrigens auf dem Kriegspfad nie getragen, es wäre ja auch ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, mit dem schweren Federhelm durch Unterholz und Gestrüpp zu kriechen.

Über den Charakter der Indianer haben selbst ihre Feinde sich lobend äußern müssen. Tapfer im Krieg, ohne Falsch gegen den Freund, unerbittlich gegen Besiegte, gastfrei bis zur Verschwendung, geborene Redner, tüchtige Diplomaten, würdevoll und zurückhaltend gegenüber Fremden, redselig und witzig im Kreise der Nächsten, abgehärtet gegen alle Strapazen und Schmerzen, die besten Freunde und die schlimmsten Feinde, das waren die hervorstechendsten Eigenschaften der roten Rasse, erst im Laufe ihres Kampfes gegen die brutalen anglo-amerikanischen Unterdrücker entwickelten sich bei den Indianern jene oft abstoßenden Züge von Grausamkeit und Falschheit.

Die bigotten herzlosen englischen Kolonisten prägten schon frühzeitig das scheußliche Wort: „Jeder Indianer ist ein schlechter Indianer, lediglich ein toter Indianer ist ein guter Indianer", und ebenso bezeichnend für ihre humane Einstellung ist der Ausspruch: „Einen Indianer zu töten, ist ebensowenig ein Mord wie das Zerknacken einer Laus." Andererseits scheuten sich die Briten keineswegs, eben diese so verachteten Indianer während ihres Krieges gegen die Franzosen als Bundesgenossen anzuwerben und sie zu allen möglichen teuflischen Grausamkeiten gegen ihre weißen Gegner aufzustacheln. Als die Franzosen besiegt waren — sie waren bei ihren indianischen Verbündeten übrigens immer viel beliebter als die Engländer — wendete sich der egoistische Vernichtungswille der Sieger bedenkenlos auch gegen ihre Helfer. Mit Feuer und Schwert, mit Brand und Mord und vor allem mit Feuerwasser und Krankheiten wurde der Indianer ausgerottet zum Ruhme der hohen britischen Zivilisation. Bezeichnender als alle Anklagen ist der Briefwechsel zweier hoher englischer Offiziere, des Generalleutnants Sir Jeffrey Amherst und des Obersten Henry Bouquet, in dem ganz sachlich erörtert wird, wie man sich der Indianer vermittels eingeschleppter Seuchen entledigen könne.

Amherst schreibt: „. . . könnte man es nicht fertigbringen, die Blattern unter jene unzufriedenen Indianer zu senden? Wir müssen diesmal alle nur möglichen Kriegslisten anwenden, um sie klein zu kriegen." — Bouquet antwortet: „Ich will versuchen, ihnen die Blattern mittels einiger Decken, die in ihre Hände fallen können, einzuimpfen, und werde mich vorsehen, daß ich nicht selbst angesteckt werde. Da es ein Jammer ist, tüchtige Leute der von ihnen drohenden Gefahr auszusetzen,

Indianerin mit ihrem Kinde.

Photos: Historia-Photo 4, Scherl-Bilderdienst 1.

so wünschte ich, wir könnten uns der einfachen Methode bedienen und sie mit Hetzhunden in Verbindung von berittenen Jägern und etwas leichter Kavallerie jagen; dies würde, glaube ich, das Ungeziefer gründlich ausrotten oder fortscheuchen."

Solchen Methoden waren die naiven Kriegervölker des Urwalds und der Savanne nicht gewachsen, immer weiter nach Westen mußten sie ihre Jagdgebiete verlegen, aber der Strom der land- und goldgierigen Ansiedler folgte ihnen auch dahin, und bald gab es für die freien Söhne der Wildnis kein schützendes Asyl mehr.

Die sinnlose Abschlachtung der einst so riesigen Büffelherden, des Hauptwildes der Indianer, beraubte diese völlig ihrer Existenzmöglichkeit. Trotz heldenhaften Widerstandes, trotz des erbitterten Kampfes, den einige große Häuptlinge den verhaßten Eindringlingen lieferten, mußten sie mehr und mehr zurückweichen und waren schließlich nur noch das gehetzte flüchtige und vogelfreie Wild, das von den sicheren Büchsen der grausamen Hinterwäldler bis auf wenige Reste erbarmungslos zusammengeschossen wurde.

Als die Vereinigten Staaten ihren Unabhängigkeitskrieg gegen England siegreich beendet hatten, wurden die Indianer von den neuen Herren wohl noch grausamer unterdrückt, erst der Yankee entwickelte sich zum Todfeind der stolzen roten Rasse, und er darf auch den traurigen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, die „Wilden" endgültig bezwungen und gezähmt zu haben.

Furchtbar und unsagbar blutig war der Todeskampf der einstigen Herren des Landes, aber unvergessen werden die großen Kriegshäuptlinge in den Herzen derer bleiben, die voll ehrlicher Anteilnahme die Schicksale und Leiden der roten Kriegervölker verfolgt haben. Möge der große Manitou seine unglücklichen Kinder in den ewigen Jagdgründen reichlich entschädigen für die Qualen und Schmerzen, die ihnen ihre unbarmherzigen Bezwinger angetan haben.

v. Rh.

Und das wurde aus den tapferen Söhnen einer einst so stolzen Rasse!